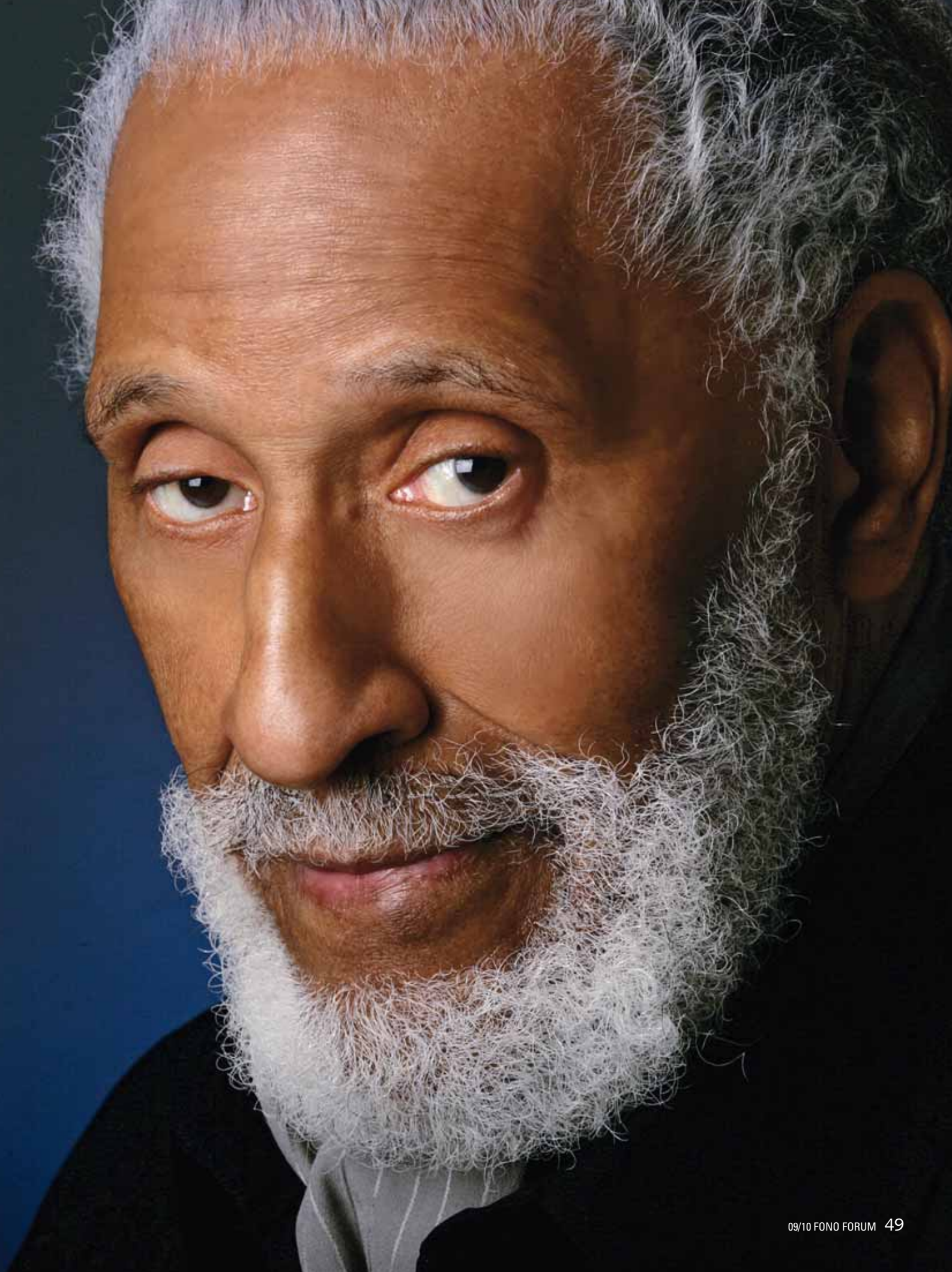


Der letzte Gigant des Jazz

Sonny Rollins hat das Tenorsaxophonspiel für den Modern Jazz neu definiert und das Repertoire mit Kompositionen wie „St. Thomas“ und „Tenor Madness“ bereichert. Anlässlich seines 80. Geburtstag am 7. September veröffentlicht der Musikjournalist Christian Broecking seine gesammelten Gespräche mit dem Künstler, die mit Interviews von Musikkollegen wie Max Roach, Roy Haynes und Abbey Lincoln ergänzt werden. Eine Leseprobe.



In Ihren frühen Musiker-Jahren lebten Sie in Sugar Hill in Harlem, New York. Welche Bedeutung hatte dieser Stadtteil für Ihre musikalische Laufbahn?

Das war die Community. Es handelte sich um eine Gemeinschaft, die sich in Folge der damaligen Segregationsgesetze in den Vereinigten Staaten bildete. Viele prominente Schwarze lebten in dieser Nachbarschaft. Ich wurde in Lower Harlem geboren, und Sugar Hill lag im so genannten Upper Harlem, dem „reichen“ Harlem. Später war es meiner Familie dann möglich, nach dorthin umzuziehen, wo es diese florierende schwarze Community gab. In Sugar Hill lebten bekannte Schwarze aus allen möglichen Bereichen – Künstler, Richter, Anwälte. Der Schriftsteller W.E.B. Du Bois und Thurgood Marshall, Ex-Supreme-Court-Richter der Vereinigten Staaten, lebten damals in Sugar Hill. Auch bekannte Ärzte und natürlich all die großartigen Musiker: Don Redman, Coleman und Erskine Hawkins, Andy Kirk und Sid Catlett, Jackie McLean, Lester Young. Duke Ellington lebte direkt um die Ecke, Jimmy Rushing wohnte in unserem Block. Alle Prominenten der Jazz-Community hatten dort ihren Wohnsitz. Es war zwar eine segregierte, aber gleichzeitig eine sehr lebendige und fruchtbare Gegend, wenn man dort wohnte. Diese Gemeinschaft hatte auf die jungen Leute einen sehr positiven Effekt, denn wir hatten Gelegenheit, unsere Idole in natura zu sehen, wodurch wir inspiriert wurden, auch selbst ins Musikgeschäft einzusteigen.

Was wurde aus dieser Community?

Das Leben in Sugar Hill hatte Vor- und Nachteile. Alles vibrierte dort, weil alles Mögliche aufeinander traf. Leider sind die Vereinigten Staaten eine Nation, die nicht an die Tradition glaubt, alte Häuser, die Metropolitan Opera oder das Yankee Stadium werden einfach abgerissen. Die Vereinigten Staaten haben die Tendenz, alles ganz neu machen zu wollen und darüber die Geschichte zu vergessen. In Europa hingegen versucht man, alte kulturelle Wahrzeichen zu erhalten, und hoffentlich ändert sich das auch nicht.

Sobald also soziale Gesetze geschaffen wurden, begann die Gegend sich zu verschlechtern. Möglicherweise war diese Entwicklung sogar geplant, darüber weiß ich jedoch zu wenig. Gleichzeitig bot sich den Bewohnern natürlich die Möglichkeit, diese Gegend zu verlassen und woanders hinzuziehen. Harlem zerstreute sich, es begann eine Art Zerfall, als viele Prominente in Gegenden wie Long Island umzogen. Das hatte auch sein Gutes, denn die Leute bekamen mehr Wohnraum, besonders nach dem Zweiten Weltkrieg wollte man größere Häuser, außerdem konnte man aufs Land ziehen. Die Kehrseite war nur, dass damit diese lebhaft Community zerstört wurde. Stattdessen zogen dorthin Leute, die keinen Sinn für die kulturelle Bedeutung dieses speziellen Stadtteils hatten, so dass bald darauf die Kriminalität wuchs. Das scheint in den Staaten fast eine natürli-

„Die Vereinigten Staaten haben die Tendenz, ihre Geschichte zu vergessen“

che Evolution zu sein; ich weiß nicht, ob das auch für andere Teile der Welt gilt, ob es möglicherweise eine notwendige Entwicklung innerhalb der industrialisierten Welt ist. Ich weiß nur, dass es an vielen Orten in Amerika geschah, so auch im Downtown-Viertel von Detroit. In der Stadt gab es mal eine großartige schwarze Community, doch wenn man heute dort durch geht, scheint es, dass

man zerbombte Baracken aus dem Zweiten Weltkrieg vor sich hat. Es bleibt den Historikern überlassen, zu entscheiden, ob dies eine gute Sache ist oder nicht. Diese Entwicklung bedeutete jedenfalls den Verlust

einer Community, die die Tradition hätte bewahren können.

Wie leben Sie heute?

Ich habe ein großes Grundstück, um mich herum halten die Leute Pferde, aber ich habe keine Tiere mehr wie früher, als meine Frau noch lebte. Als ich aufwuchs, gab es Radio, und jeden Samstagabend ging man ins Kino. Doch jetzt, in meinem Alter, habe ich keine Zeit mehr, CDs zu hören und Filme zu schauen. Das ist meist verschwendete Zeit. Ich schreibe Musik, ich übe, ich lese Bücher. Ich höre Radio im Hintergrund, weil ich ein bestimmtes Maß an Geräuschkulisse mag. Ich habe keinen Computer, auch dafür habe ich in diesem Leben keine Zeit mehr. Das lasse ich andere machen – sie berichten mir dann, was ich wissen muss.

Sie haben immer betont, dass es wichtig sei, die Kontrolle über sein Werk zu haben. Schlechte Erfahrungen gemacht?

Die Leute aus der Unterhaltungsindustrie können es nicht ertragen, dass sie nicht alles besitzen können. Sie erwarten, dass man über jedes Angebot glücklich ist. Sie kommen andauernd mit irgendwelchen Jobangeboten oder Engagements an, bei denen ich dann feststelle, dass sie unter meiner mensch-

Der Autor

Christian Broecking, geboren 1957, studierte Soziologie und Musikwissenschaft in Berlin. Er war gründender Programmdirektor von Jazz Radio Berlin (1994-1998) und Redaktionsleiter von Klassik Radio in Frankfurt am Main (2000-2003). Heute arbeitet er als Hörfunkautor und Musikpublizist für Tageszeitungen und Fachzeitschriften sowie als Universitätsdozent für Musikwissenschaft in Berlin, Heidelberg und Frankfurt am Main. Buchveröffentlichungen unter anderem zu Herbie Hancock und Ornette Coleman.

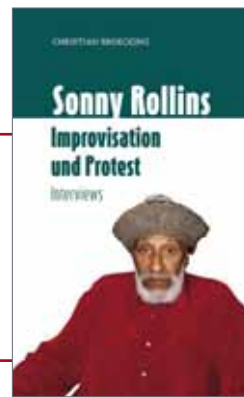


Aktuelle CDs

The Prestige Albums; Concord/Universal 8 CD 0600753232606
Road Shows Vol. 1; Emarcy/Universal CD 0602517815612

Lesetipp

Broecking, Sonny Rollins – Improvisation und Protest. Broecking-Verlag 2010, 140 S., 19,90 Euro



lichen Würde sind. Deswegen lehne ich sie auch ab. Ich lebe ein sehr bescheidenes Leben und bin ich nicht darauf aus, das große Geld zu machen, deswegen muss ich den Clubbesitzern, den Labelbossen und den Medien nicht gehorchen. Meinetwegen können sie zur Hölle fahren! Dafür kann ich tun, was ich will. Andere wollen das große Geld, ich sage nur, was ich für mich selbst für richtig halte. Ich lebe nun mal so und muss schließlich meine Konsequenzen daraus ziehen. Das ist eine Wahl, die ich vor langer Zeit getroffen habe. Zu viel Rummel setzt ein falsches Signal. Jazz hat damit nichts zu tun, er ist etwas Beständiges und eben gerade keine Popmusik. Also hat er auch keine Künstler nötig, die jede Woche neue Hits produzieren und in den Top Ten vertreten sind. Jazz sollte gleichbleibenden Wert besitzen. Deshalb ist es auch nicht wichtig, einen Vertrag mit einer dieser großen Plattenfirmen zu haben, die von einem vor allem erwarten, dass man sich für sie verbiegt.

Sie beschreiben den Jazz als eine sehr schwarze Musik, die sich von anderen Genres vor allem durch die Rhythmen unterscheidet, „was zählt, sind die Beats“. Was bedeutet Ihnen das Wort Jazz sonst noch?

Die spontane Improvisation ist das Wesentliche, es gibt große Komponisten und Arrangeure im Jazz, doch das spontane Solo auf höchstem Niveau ohne Klischees, das versuche ich zu schaffen, auch wenn ich es nicht immer erreiche. Die Kommunikation läuft unterbewusst, und die Musik kann zu etwas ganz Eigenem werden – das ist der

höchste Aspekt des Jazz für mich. Das wichtigste Element im Jazz ist die spontane Kreation von Klängen. Auch bei geschriebener Musik gilt: Setz dich an dein Instrument, und spiel es. Die kreative Improvisation ist es, auf die es ankommt, und das wird vermutlich auch so bleiben.

Nennen Sie bitte Ihre Lieblingssongs.

„Afternoon Of A Basie-ite“ von Lester Young, „The Man I Love“ von Coleman Hawkins und „Lover Man“ von Billie Holiday.

Vor der Wahl Obamas sagten Sie, Amerika sei noch nicht reif für einen „Vertreter einer Minderheit“. Dabei haben sie sehr bewusst das Wort „schwarz“ vermieden. Wie fühlen Sie sich jetzt?

Ich hatte tatsächlich nicht mit seinem Sieg gerechnet. Deshalb fühle ich mich jetzt umso besser. Ich denke trotzdem nicht, dass Obama viel verändern kann. Aber die Stimmung im Land hat sich verändert. Vielleicht wird es jetzt etwas mehr Respekt gegenüber Minderheiten geben.

Wie hat der 11. September Ihre Musik verändert? Sie lebten zum Zeitpunkt der Anschläge in unmittelbarer Nähe und mussten aus Ihrer Wohnung evakuiert werden. Zehn Jahre zuvor äußerten Sie sich noch relativ optimistisch, glauben Sie immer noch, mit der Musik die Welt verändern zu können?

Sie hat auf jeden Fall mein Leben verändert. Ich kam aber schon vor dem 11. September 2001 zu dem Schluss, dass die Musik die gesellschaftlichen und politischen Bedingungen nicht verändern

kann. Als ich 40 Jahre zuvor die „Freedom Suite“ aufnahm, war ich überzeugt davon und wirklich voller Hoffnung, dass die Musik eine solche Kraft hat, dass sie das Denken der Menschen grundsätzlich und in einem positiven Sinne beeinflussen könne. Und tatsächlich mögen die Menschen, die Jazz lieben, ein reicheres Leben haben.

Wie würden Sie Ihre „Freedom Suite“ von 1958 aus heutiger Sicht einordnen?

Ich sehe die „Freedom Suite“ als die erste Bürgerrechts-Aufnahme. Später nahm Charles Mingus „Fables Of Faubus“ auf, aber ich war der Erste. Noch vor dem politischen Erwachen in den sechziger Jahren.

Was war damals der Anlass?

Als ich damals von der Presse gefeiert wurde und nach meinem Konzert in der Carnegie Hall, der höchsten künstlerischen Weihe in Amerika, versuchte ich, in New York eine Wohnung zu mieten. Ich bekam sie nicht, aufgrund meiner Hautfarbe. Das brachte mich wieder auf den harten Boden der Tatsachen zurück. Es war eine schwierige, harte Zeit, und ich bin froh, dass ich überlebt habe. Denken sie an die wunderschöne Jazzmusik, die über die Jahre entstanden ist. Louis Armstrong, Ella Fitzgerald, John Coltrane – wenn Menschen Musik mögen und Kunst zu schätzen wissen, werden sie vielleicht herausfinden wollen, welchen harten Weg die Musiker gehen mussten. Und sie werden Anteilnahme empfinden. Ich betrachte es als ein großes Geschenk, dieses Alter erreicht zu haben, nicht viele meiner Zeitgenossen sind noch da. Ich möchte Frieden, Gerechtigkeit und Freiheit. Das ist Jazz. Daran glaube ich, und so bin ich. ■

„Ich versuchte, eine Wohnung zu mieten, und bekam sie wegen meiner Hautfarbe nicht“